

Religion um so besser versteht und auch zu schätzen weiß, je ernster man es mit der eigenen nimmt.

A. Brunner SJ

MAERTENS, Thierry: *Heidnisch-jüdische Wurzeln der christlichen Feste*. Mainz: Matthias-Grünwald-Verl. 1965. 192 S. Lw. 15,80.

Aus der Offenbarung sind in Israel keine neuen Feste und Riten entstanden, außer in der Spätzeit. Vielmehr wurden die heidnischen Feste und Riten übernommen, soweit sie sich in den Dienst des Jahwekults stellen ließen. Aus Festen, die den Ablauf des Jahres und die kosmische Ordnung feierten, wurden Gedenktage an das Eingreifen Jahwes in die Geschichte Israels und Aufrufe an das Volk, die entsprechende Gesinnung zu erneuern und ihr auch im sozialen Leben Wirkung zu verschaffen. Auch trat immer mehr ein eschatologisches Moment hinzu. Im Christentum wurden nur die Feste und Riten übernommen, die die Person Christi und das von ihm gebrachte Heil darstellen konnten. Das eigentlich christliche Fest ist, wie das eingehend ausgeführt wird, der Sonntag, der Tag des Herrn. Diese Gedanken werden für die einzelnen Feste durchgeführt und der Wandel ihrer Bedeutung, ihr stärkeres Hervortreten oder Zurücktreten schon in der Geschichte Israels verfolgt. Für Predigten über die einzelnen Feste und besonders für eine Erneuerung der Auffassung vom Sonntag bringt das Buch sowohl geschichtliche Angaben wie ansprechende Gedanken. – Die babylonische Parallele zum Schöpfungsbericht Gn 1 ist nicht das Gilgameschepos (so 15), in dem sich vielmehr eine Parallele zum Sintflutbericht findet, sondern das Schöpfungsepos Enuma elisch. Als ein Grund dafür, daß der Einzug des Herrn in Jerusalem nicht in der Osterzeit, sondern am Laubhüttenfest geschehen ist, wird angeführt: „man kann sich schlecht vorstellen, daß sie (sc. die Geste des Abhauens und Streuens von Zweigen) im ersten Monat des Jahres hätte ausgeführt werden können, als die Zweige noch kaum das erste Grün zeigten und man sie besonders schonte“ (61). Aber im Vordern Orient sind viele Baumarten, darunter auch der Olivenbaum, nicht jedoch die Feige, immergrün; auch ist die Zeit kurz nach dem Ende des Winterregens die, wo dort die Natur am festlichsten ist.

A. Brunner SJ

Werkausgaben

EBNER, Ferdinand: *Schriften*. Bd. 1–3. Hrsg. von Franz Seyr. München: Kösel 1963–1965. 1086, 1190 u. 809 S. Lw. je 60,–.

Man wird die Bedeutung dieser nun abgeschlossenen Ausgabe der Werke des österreichischen Volksschullehrers nicht leicht überschätzen können. Er wird heute an den Beginn eines Neuaufbruchs des abendländischen Denkens gestellt, den man – der Verdeutlichung, nicht der Vollständigkeit halber – mit den drei Persönlichkeiten umschreiben könnte: Emil Brunner (evangelisch; dialektische Theologie), Martin Buber (jüdisch; personale Philosophie) und eben Ferdinand Ebner (katholisch; Logosdenken). Ähnlich wie Martin Buber führt auch ihn sein Weg langsam zur Heimatkirche zurück, obgleich sein Denken immer (unterschwellig getragen, oberschwellig in Antithese) von seinem Elternglauben bestimmt war. Der seit frühester Kindheit körperlich-seelisch kränklische Ebner (1882–1931) mußte, ähnlich Kierkegaard, dem man ihn gerne vergleicht, durch manche, wohl pathologisch zu erklärende Perioden der Schwermut zum Glauben zurückfinden. Sein philosophischer Ansatz im konsequenten „Geist“-denken machte ihm, nachdem er Christus längst gefunden hatte, die Annahme der sichtbaren Kirche so schwer, daß er erst auf dem Totenbett wieder die Sakramente empfing.

Seine Philosophie kreist um das „Wort“ und um das „Du“. Ich-Einsamkeit ist die eigentliche Sünde; Kunst oder Kultur sind letztlich nur Ersatzbefriedigungen für das Du, auf das der Mensch hin geschaffen ist und dessen letztes Verständnis er im personalen Gegenüber zum göttlichen Du findet. Dieses Ich-Du-Verhältnis, das grundlegend für alle philosophischen Erkenntnisse und personalen Vollzüge ist, existiert im „Wort“. Sprache ist nicht nur ein Medium zur Verständigung, sondern ist die im wahren Sinn ontologische Grundlage des „Ich“, das ja nur im Sein zum Du ein volles „Ich“ ist. Von hier wird auch die Vorliebe Ebners für das Johannesevangelium verständlich, zugleich aber auch die Scheu vor dem Sakramentalen und der bis ins Dingliche hineingehenden Inkarnation der Kirche.

Vorliegende Ausgabe umfaßt Fragmente, Aufsätze, Aphorismen (Bd. 1), Notizen, Tagebücher, Lebenserinnerungen (2) und Briefe (3). Eine Frühschrift wurde nicht aufgenommen, von

andern Aufsätzen wurde nur die Letztform gedruckt. Die Dreiteilung des 2. Bandes, der eine repräsentative Auswahl aus den wohl siebenmal so umfangreichen Tagebüchern wiedergibt, entspricht einer Gewohnheit Ebners, der seine Niederschriften in „objektive“ (thematische) und „subjektive“ untergliederte. Die „Lebenserinnerungen“ sind Versuche, in einem Zug die Vergangenheit oder eine ihrer Perioden darzustellen. Anmerkungen, Einführungen, kurze Darstellungen, Rechtfertigungen der Auswahl, ein erstaunlich reiches Register der Arbeiten über Ebner und ein Namenregister begleiten die Ausgabe. Dem Verlag kann man zur Ausstattung der 3 Bände, die eine gute Mitte zwischen wissenschaftlicher Edition und dem „schönen Buch“ getroffen hat, nur gratulieren. Dem Leser möchte man empfehlen, zuerst zu den Tagebüchern zu greifen, denn E. scheint am stärksten dort zu sein, wo er gleichsam „sprechen“ kann und sich nicht in das enge Gewand einer geschlossenen Abhandlung zwingen muß. In ihnen zeigt sich auch, daß E. dem breiteren gebildeten und geistig interessierten Publikum etwas zu geben vermag und den Kreis einer engen Fachphilosophie weit übersteigt.

J. Sudbrack SJ

STERNHEIM, Carl: *Gesamtwerk*. Dramen. Band 1-3. Hrsg. v. Wilhelm Emrich. Neuwied, Berlin: Luchterhand 1963/64. 600, 564, 522 S. Lw. zus. 84,-.

Sternheim (1878-1942) gilt als einer der Hauptvertreter des expressionistischen Dramas. Nach wenig beachteten Versuchen fand er in der Komödie „Die Hose“ (1909/10) zur eigenen Form und zum eigenen Thema. Dieses hieß „das bürgerliche Heldenleben“. Das Wort „Held“ war vor allem ironisch gemeint. Die „Tugenden“ des Bürgers spiegelte er satirisch verzerrt. St. prangerte die inhaltliche Leere der Wilhelminischen Gesellschaft an, demaskierte die dürftig verbrämten Triebe des opportunistischen Bürgers. Seine Sprache ist anti-pathetisch und anti-metaphorisch. Er zeigt das Unechte der Figuren an der gestelzten Diktion. Die zünftigsten Gestalten seiner Bürger-Menagerie charakterisiert schon ihr Name „Maske“. Die Stücke „Die Hose“, „Der Snob“ und „1913“ karikieren drei Generationen einer Familie von der kleinbürgerlichen Selbstbehauptung über den gesellschaftlich-industriellen Aufstieg bis

kurz vor dem morbiden Fall. Der zweite Band der Werkausgabe enthält vor allem dramatische Bearbeitungen nach Flaubert, Klinger, Molière, Diderot; der dritte die späteren Komödien, die zwischen 1920 und 1930 geschrieben wurden. Unter ihnen finden sich die „positiven“ Stücke „Der entfesselte Zeitgenosse“ und „Die Schule von Ulnach“. Sternheim selbst hat das Liebespaar des „entfesselten Zeitgenossen“, das in echter Spontaneität, Natürlichkeit und bewußter Individualität zueinander findet, als den eindeutigsten Ausdruck seiner die Natur, Welt und Gott behahenden Haltung verstanden. In der „Schule von Ulnach“ kritisiert er nach eigenem Zeugnis die sittliche Verrohung und Verbildung der Nachkriegsjugend, modellhaft gestaltet in der jugendbewegt pathetischen Atmosphäre eines Landschulheims, das ursprüngliche Natürlichkeit verbaut und durch gymnastische Übungen „die Jugend in den Rhythmus kulturtragender Wesenheiten einzugliedern“ gedenkt. Sternheim verstand sich als Molière seiner Zeit, wollte Arzt am kranken Leib seiner Zeit sein und diagnostische Erkenntnis dramatisch gestalten. Die Lüge des Lebens war ihm ebenso verpönt wie die „bloße“ Vernunft dieses Zeitalters. Höchster Wert scheint ihm die Bejahung vitalistischer und natürlicher Individualität gewesen zu sein.

Die drei Dramenbände sind der Anfang der Werkausgabe Sternheims. Seit den zerstreut erschienenen Erstausgaben war St. nur in Mitteleuropa (1947/48) aufgelegt worden. Eine neue Ausgabe wurde dringend notwendig. Die vorliegende Ausgabe hat die frühen Stücke des Verf. dem letzten Band vorbehalten. Sein wahrscheinlich letztes dramatisches Werk „Aus Caesar aut nihil“ (Brüssel 1931) fehlt im dritten Band ohne Begründung. Der Berliner Literaturhistoriker Emrich, der die Ausgabe betreut, schrieb auch das etwas knapp ausgefallene Vorwort. Auf die dramatischen Bearbeitungen des zweiten Bandes geht es nicht, auf die Stücke des dritten Bandes nur ganz kurz ein, so daß für den Leser das Sternheimbild immer noch einseitig auf den Stücken des „bürgerlichen Heldenlebens“ aufruht. Emrichs These von den „positiv“ gemeinten „Helden“ Sternheims dürfte in einer so umfassenden Weise kaum angenommen werden. Auch der Satz: „In Wahrheit ist sein Werk das genaue Gegenteil von Satire“ erscheint zumindest als einseitige Behauptung. Auf die Frage, was der zu